

Junge Ehe.

Novelle von L. Haidheim.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Wer ist da?“ fuhr Frieda erschreckt auf.

Der Doktor war's. Er sah sich überrascht den fremden Menschen an, den er bei den Frauen traf. Kannte er doch sonst Jeden in der Stadt.

„Herr Doktor, mein Mann ist's; er ist heute frei gekommen. Sie wissen —?“ Frieda stammelte verlegen.

„Ah, ja! Ich hörte davon.“

Sein scharfer, strenger Blick maß Dietrich von oben bis unten.

„Was wollen Sie jetzt beginnen?“ fragte er ihn.

„Arbeiten! Beim Bahnbau komme ich ja wohl an. Verhungern können die alten Leute doch nicht. Natürlich, wo ich herkomme, das ist keine Empfehlung.“

Das klang verbissen und trotzig genug.

Der Doktor hörte aber das schönste Wort heraus.

„Also, Sie wollen für die alten Leute eintreten? Sind Sie verwandt mit ihnen?“

„Sie haben mich und meine Frau in der Noth auch nicht verlassen.“

„Brav! Das hör' ich gern. Ich werde Ihnen Arbeit zu verschaffen suchen. Kommen Sie morgen vor neun Uhr zu mir. Dann sprechen wir über das, was Sie leisten können.“

Damit trat er in die Kammer, wo Mutter Ellerdiek eben das aus der Küche geholte reine Waschwasser für ihn niedersetzte.

Die Untersuchung des Kranken war bald beendet.

„Legen Sie die ganze Nacht das Eis auf!“ befahl er noch.

Die alte Frau folgte ihm bis zur Hausthür.

„Ach, Herr Doktor, denken Sie doch, wie Alles kommen muß. Nun hat der Dietrich erfahren, der Maurus ist über Holland weg,“ flüsterte sie ihm dort, ganz erfüllt von ihrem Kummer, zu.

Der Arzt fragte nach, kehrte mit ihr in die Stube zurück und sagte dann erstaunt: „Mensch, und Sie haben nicht sofort Anzeige davon gemacht? An einer Stunde hängt vielleicht Alles für die Alten. Kommen Sie sofort mit! Ich bringe Sie zum Kreisrichter. — Ist das ein unpraktisches, einfältiges Volk,“ schalt er ärgerlich in sich hinein.

Eine halbe Stunde später spielte schon der Telegraph nach allen kleinen und großen holländischen Häfen.

8.

Die ganze kleine Stadt nahm Theil an dem Unglück der alten Ellerdieks.

Gewiß, der Mann hatte unverzeihlich dumm gehandelt. Aber viel Klügere, als er, waren dem schlauen Maurus in's Garn gegangen.

Alle Bemühungen, seiner wieder habhaft zu werden, blieben erfolglos. Man fand indeß auch keinen Anhalt für seine Einschiffung in einem der holländischen Häfen. War er gar nicht fortgegangen? Oder hatte er absichtlich eine falsche Fährte hinterlassen? —

Die kernfeste Gesundheit des alten Ellerdiek ließ sich doch von dem harten Anstoß nicht völlig besiegen. Der Kranke überwand den Schlaganfall; was er freilich vorher gewesen, wurde er nie wieder.

„Ach, wenn auch nicht! Wenn ich ihn nur habe! Ich will mir nichts zu viel werden lassen, wenn er mir nur erhalten bleibt!“ lachte und weinte seine Alte, als der Doktor ihr die theilweise Genesung ihres Mannes versprach.

Wie er es vorausgesagt, so wurde es denn auch.

Der Meister verließ das Bett und schlich im Hause umher, setzte sich auch wohl an den Werktisch und hämmerte an einem Blechstück herum, brachte aber nie etwas fertig und merkte dies kaum.

Als es kälter wurde, verließ er seinen Stuhl am Ofen fast niemals, seine einzige Lebensfreude war das kleine Kind, mit dem er sich fortwährend beschäftigte.

„Mutter, wer hätte gedacht, daß wir je noch eines bekämen!“ sagte er und bildete sich



General Porfirio Diaz, Präsident von Mexiko. (S. 380)

ein, es sei sein eigenes Kind. In mancherlei Dingen war er dann wieder ganz klar und vernünftig, besonders was die Wartung des kleinen Diether betraf. Aber er bestand darauf, daß dem Jungen schöne Kleider gemacht werden. „Mein Sohn soll nicht aussehen wie ein Bettelkind, dafür bin ich da!" kam dann wieder seine fixe Idee zu Tage.

Das ging jetzt Alles noch. Sie brauchten ihm nichts zu entziehen, dem alten Manne, denn sie hatten ja noch den Rest der unglücklichen fünfhundert Mark.

Aber er fühlte sich als ein reicher Mann. Der Doktor hatte Wein und kräftige Kost verordnet. Das gebratene Fleisch und der Wein gewährten ihm unsägliche Genugthuung, aber die Anderen sollten auch mit davon haben. Er wollte nicht den Selbstsüchtigen spielen.

Mit allerlei List mußten sie es dahin bringen, daß er zu einer früheren Stunde speiste wie sie.

Dabei wurde er sehr leicht zu heftigem Zorn gereizt, wenn man ihm widersprach.

Eines Tages hatte er sich die Schlüssel zum Schreibpult wieder angeeignet. Früher kamen sie allerdings nie aus seiner Tasche. Jetzt fand seine Frau ihn, wie er das vorhandene Geld nachzählte. „Siebenhundert! Achthundert! Zweitausend!"

Ganz freundlich und sanft ließ er sich von ihr zu Bett bringen. Die Schlüssel wollte er aber nicht wieder hergeben. Sie nahm sie ihm im Schlafe aus der Hand.

Als er aber dann erwachte, dachte er mit keinem Gedanken daran, vermißte sie auch nicht. —

Unterdessen hatte Dietrich Arbeit bei einer neuen Telegraphenanlage gefunden.

Treulich brachte er jede Mark nach Hause und lieferte sie in die Hände der Mutter ab.

Mit dem Wiedereinleben des jungen Ehepaares ging es nicht so leicht und schnell.

Sie wußten Beide nicht, wie es kam, daß sie einander nichts zu sagen hatten, sobald sie allein waren. Oder doch, sie wußten es, aber sie wagten kaum, es sich selber zu gestehen.

Bei ihr war es die stete Angst, er werde doch noch fortgehen nach Amerika, er habe keine rechte Liebe mehr, weil er ihr nie wieder Vertrauen schenken könne. Er dagegen fühlte eine nagende heimliche Eifersucht, er sei ihr zum Leben nicht mehr nöthig. Die Alten und das Kind nahmen alle ihre Gedanken in Anspruch.

Und da war es denn freilich schon vorgekommen, daß er ingrimmig gegen sie äußerte: „So Einer, der im Gefängniß gesteckt hat, der wird doch nie wieder ehrlich. Sag's nur! Du kannst darüber auch nicht weg, dann kann ich ja geh'n."

Sie verstand ihn nicht, und ihre Thränen ärgerten ihn. — —

Da fand eines Tages Mutter Ellerdiek, die wieder einmal ein Goldstück wechseln wollte, um Portwein zu holen, das Beutelchen nicht, worin die noch vorhandenen Zwanzigmarkstücke, wohlversteckt in einer kleinen „Beilade" — einem heimlichen Fache — sich befunden hatten.

Sie suchte mit immer angstvollerer Hast, sie fragte Frieda und Diether, ob sie den Vater am Schranke gesehen hätten. Dieser selbst blieb völlig unbefangen, obgleich sich, je länger das vergebliche Suchen währte, Allen der Gedanke aufdrängte, er habe es sich angeeignet.

Zitternd beschwor ihn seine Frau, ihr die Wahrheit zu sagen.

Er versicherte fest, er habe es nicht.

Das ganze Zimmer, die Kammer wurde ausgeräumt, vergebens!

Das Geld war fort, und nun trat das Aergste ein, die drei Anderen faßten gegenseitigen Verdacht.

Die alte Frau, die jetzt längst wußte, was damals zwischen Frieda und Dietrich vorgefallen war — ihre Pflegetochter hatte es ihr selbst bekannt, als sie vom Besuch ihres gefangenen Mannes zurückgekehrt war — die alte Frau konnte, wollte an eine Wiederholung solcher Sünde Frieda's nicht glauben. Sie wies jeden in ihr aufsteigenden Gedanken zurück — aber immer kamen sie wieder.

Dietrich ging es ebenso; auch er rang gegen den schrecklichen Argwohn.

Und Frieda? „Er will fort, er hat dazu das Geld genommen!" flüsterte ihr ein böser Geist zu. Sie war wie verstört, ließ ihren Mann nicht aus den Augen, versteckte seine besten Stiefel, sein gutes Zeug. Aber sie hütete sich sorgfältig, sich ihre Angst merken zu lassen, aus Furcht, ihn noch vorsichtiger zu machen und seine Flucht zu beschleunigen.

Keines von ihnen gestand dem Anderen diese schrecklichen Gedanken.

Sie thaten unbefangen, belauerten aber einander und merkten, daß sie sich beobachteten.

„Er hat's genommen. Wo mag er es hingesteckt haben?" sagte der Doktor unbefangen und rieth, den Alten zu überwachen, er werde vielleicht das Geld wieder hervornehmen, um es anderweit zu verstecken.

Wie sehr sie aber auch aufpaßten, er that nichts dergleichen; im Gegentheil, er ging an das Schreibpult und schalt, wo sie sein Geld hingethan hätten, wurde ganz wüthend, als sie es ihm nicht gaben.

Und nun trat der Winter früher als sonst und mit großer Strenge auf.

Es mußten Kohlen gekauft werden, Dietrich's Wochenverdienst reichte eben dazu hin.

Mit großen angstvollen Blicken sahen sie sich an. Jetzt stand die Noth vor der Thür.

Und dann keine Arbeit mehr, die Kälte war zu groß.

Dietrich lief von Einem zum Anderen — vergeblich, es war nirgends ein Platz für ihn offen.

Da wurde glücklicherweise die Stelle eines Kohlenfuhrmanns frei.

Er dankte Gott, nahm sie, verdiente aber das Nöthigste nicht einmal. Seine silberne Uhr verkaufte er zwei Wochen später an einen Kameraden, der ihm zwölf Mark bar dafür bezahlte.

Nun konnte der Alte doch seinen Wein trinken.

Frieda ging zum Waschen und Scheuern aus, keine Arbeit war ihr zu hart und gering; aber auch keine Ausgabe für den alten Mann zu viel.

So schleppten sie sich mühsam von Tag zu Tag.

Dennoch fehlte es bald hier, bald da. Vier große Menschen zu ernähren, ist nicht leicht, und den beiden Alten sollte nichts abgehen, darüber waren Mann und Frau einig.

Nach und nach schlief in ihren Seelen der Argwohn ein.

Wer so hart um's tägliche Brod ringt, der hält kein gestohlenes Geld hinter der Hand. Die Ueberzeugung kam ihnen doch, und je bitterer die Kälte draußen war, um so leichter und wärmer wurde ihnen um's Herz.

Dazwischen hörte das Suchen nach dem verschwundenen Gelde nicht auf; aber sie fanden es nirgends.

Eine andere Sorge drängte sich Dietrich auf.

Die Lebensversicherung! Wenn er nicht rechtzeitig die Prämie zahlte, verfiel sie.

Die Geschichte mit den Plüschmöbeln steckte ihm, wie er sagte, noch in den Knochen. Das war ein theures Vergnügen gewesen!

So ging er kurz vor Weihnachten zu dem Agenten, ihm die Sache vorzustellen und sich Raths zu erholen.

Ja, freilich, das war eine üble Geschichte.

Der Agent hörte ihn freundlich, ja theilnehmend an und versicherte ihn dann, seine Direktion sei kulant, er werde ihr die Lage vorstellen. Mehr konnte er nicht thun. —

Weihnachten kam. Dietrich kaufte zwei rothe Wachslichter und setzte sie auf ein kleines Tannenbäumchen.

Das Bübchen freute sich jauchzend über die Lichter, daß sie zuletzt Alle mitlachten und darüber auch eine Weihnachtsstimmung in ihre Herzen drang.

Und dann! Es kamen dem jungen Ehepaare durch das Fest auch zwei arbeitsfreie Ruhetage.

Ach, wie das wohl that! Ganz still saßen sie daheim, nur froh, im warmen Zimmer sein zu können und die müden Glieder auszuruhen.

Denn Beiden war diese Art Arbeit, zu welcher jetzt die Noth sie führte, völlig ungewohnt und darum doppelt schwer.

Zuweilen überlegte Dietrich, wenn er in Berlin in seinem Fach Arbeit fände, könnten sie es Alle besser haben. Er sprach auch einmal darüber zu den beiden Frauen, aber Frieda dachte mit solchem Entsetzen an die Verlassenheit in der großen Stadt, Mutter Ellerdiek rechnete ihm so schnell den Irrthum vor — hier wohnten sie wenigstens frei! — so kam er nicht darauf zurück.

Nach dem Feste setzte die Kälte von Neuem ein. Seit vielen Jahren hatte es keinen so strengen Winter gegeben; Dietrich und Frieda arbeiteten rastlos, aber nach und nach wurde die Last des Lebens Beiden doch fast zu schwer.

Heimlich verkauften sie einzelne Stücke von ihrem guten Zeuge, wenn der Verdienst nicht langen wollte. Mutter erfuhr nichts davon, sie waren feinfühlig genug, der alten Frau jeden Kummer dieser Art zu ersparen.

Endlich brachte der Februar Thauwetter.

Wie erlöst fühlten sich die Menschen, und vor Allen die Armen.

Der Baurath war Dietrich begegnet und hatte ihn gefragt, ob er Lust habe, als Gehilfe bei der Elektrizitätsanstalt einzutreten. Sie brauchten einen geschickten Menschen dort.

Das Lob freute den jungen Mann fast mehr, als die schöne Aussicht auf guten Verdienst in seinem Fach.

Die Kohlenfahrerei hatte immer wie eine halbe Demüthigung auf ihm gelastet.

Als er in glücklichster Stimmung in's Haus und in die Stube trat, fand er den Alten und seinen kleinen Diether allein, und wer beschreibt sein jubelndes Erstaunen, als er sah, wie Beide mit zwei Goldstücken spielten.

Wo die herkamen, lagen auch wohl die anderen.

Er war klug genug, sich nicht das Geringste merken zu lassen, und richtig, der Alte nickte ihm pfiffig und vertraulich zu und schob das Geld dann unter die Eisenblechplatte, die vor dem Ofen auf die Dielen genagelt war.

Dietrich half dem armen Alten sogar, die Goldstücke darunter zu schieben, was diesem mit seinen steifen Fingern nicht gleich gelingen wollte.

Dafür zeigte Vater ihm aber auch mit der Miene eines Wohlthäters, daß die etwa fußhohe Holzbekleidung der Wände sich an der einen Stelle gelöst hatte, und obwohl Ellerdiek mit keiner Silbe andeutete, daß auch dies Versteck einen Theil des Geldes aufgenommen, so errieth Dietrich es an seinen Mienen doch gleich.

Diese merkwürdige Dummschlauheit!

Dabei sprach der Alte harmlos von dem Kinde und erzählte dessen Großthaten mit triumphirender Miene.

Dietrich's Herz schlug laut vor Aufregung und der halben Angst, sich zu täuschen. Er

wagte den Alten nicht zu verlassen, bis Mutter kam, aber mehr und mehr erfüllte ihn das Gefühl einer großen Erleichterung und demüthiger Abbitte gegen Frieda.

Die Meisterin hatte geweint, er sah es sofort, und bei Seite gab sie ihm bedrückt auf seine Frage nach der Ursache ihrer Thränen Auskunft.

„Ihr Kinder arbeitet Beide so fleißig und quält euch, aber ihr werdet nie auf einen grünen Zweig kommen, weil Vater und ich an euch hängen bleiben müssen. Denn wo sollen wir hin, Dietrich, Du armer, guter Junge?"

„Mutter!" sagte er einfach — nur das eine Wort und mit liebevollem Vorwurf. Sie küßte ihn mit überströmenden Augen.

Als Vater gegessen hatte und zum Nachmittagsschläfchen im Bette lag, nahmen sie die Untersuchung vor und fanden mehr als die Hälfte des Geldes, der Rest blieb einstweilen noch verschwunden. Aber wie glücklich waren sie! —

Als Frieda an diesem Abend — es war längst dunkel geworden — aus der Arbeit kam, stand zum ersten Male Dietrich ihrer wartend vor der Thür, und ehe er irgend ein Wort zur Aufklärung für die Erstaunte hatte, umarmte er sie und flüsterte erregt: „Es kann doch noch Alles gut mit uns werden, Frau, wenn Du nur willst."

„Was, Dietrich? Was soll ich wollen?"

„Mir wieder ganz gut sein, Frieda, so gut wie zuerst. Vergiß Alles, was dazwischen liegt!"

„O Dietrich! Dietrich! Ich sollte Dir das vorhalten! Hast Du mir denn vergeben?" flüsterte sie und schmiegte sich zärtlich an ihn.

9.

In diesen Tagen — Dietrich hatte die Stelle in der Elektrizitätsanstalt bekommen — ging er eben zur Arbeit, als er um eine Ecke biegend vor Schöngast stand.

Sie stutzten Beide, sahen sich herausfordernd und doch scheu an und wußten nicht, sollten sie Feind oder Freund miteinander sein.

Schöngast fand das erste Wort: „Du bist ja auch in der Werkstatt bei der Elektrizität; ich habe Dich gestern wohl gesehen."

„Du auch?" fragte Dietrich überrascht.

Das Eis war gebrochen.

„Du hast mich damals schön zugerichtet, Seidel," grollte Schöngast; aber es klang doch nicht zornig.

„Na, aber meine Reue nachher! Und meine Strafe habe ich ja denn auch richtig absitzen müssen. Wenn Du kannst, laß uns nur wieder gute Freunde sein."

„Das bin ich zufrieden; warum thatest Du es aber? Ich bin mir keiner Ursache bewußt."

„Warum ich's that?" Und nun sprach Dietrich sich offen über seine damalige Stimmung aus, erzählte dann, wie ihn ein Unglück nach dem anderen betroffen, und daß er jetzt für sich und vier andere Mäuler zu sorgen habe.

Darüber kamen sie auf Ellerdiek's Mißgeschick.

„Den Maurus, den kenn' ich," sagte Schöngast, „obwohl er sich für Unsereinen viel zu groß dünkte. Der hatte eine Verwandte in demselben Hause, wo ich wohnte, und bei der hat er heimlich wochenlang gesessen. Mich geht's ja nichts an; was Dich nicht juckt, das kratze nicht, dacht' ich; hab' ihn da Tag für Tag am Fenster sitzen seh'n, sie wohnte nach dem Lichthofe zu, und ich auch. Der Kerl that den ganzen Tag nichts, langweilte sich schrecklich. Vielleicht war er auch krank. Nachher war er auf einmal weg."

„Wann war denn das?" fragte Dietrich eifrig.

Schöngast besann sich und gab dann die Zeit bestimmt an. Damals hatte man Maurus längst glücklich entwischt geglaubt.

Die Sache gab Dietrich viel zu denken. Eine innere Unruhe quälte ihn bis zur Pein.

Wie, wenn der Kerl sich noch irgendwo in Deutschland, am Ende gar in Berlin, herumtriebe?

Da er aber durch den Mißerfolg der Nachforschungen in Holland sich sehr enttäuscht gefühlt hatte, so scheute er sich, abermals Schritte in der Richtung zu thun.

Die nächste Nacht wälzte er sich schlaflos in seinem Bette; ihm war, als riefe ihm eine Stimme zu: „Jetzt habt ihr ihn, eile Dich, zeige an, was Du weißt!"

Urlaub konnte er nicht fordern; glücklicherweise war der aufsteigende Tag ein Sonnabend. Sie wurden früher als an den übrigen Tagen entlassen.

Eine Stunde später war er auf der Bahn nach Berlin, zu Hause hatte er nichts gesagt, als er müsse für den Direktor hinfahren und Lampen abnehmen.

„Sie haben vorsichtig und klug gehandelt," lobte der Kriminalpolizist ihn, dem er die Anzeige machte, und brachte ihn sofort zu seinem Vorgesetzten, dem Dietrich seine Angaben genau wiederholte.

Er wurde dann noch vielerlei gefragt, auch ob Schöngast ein verläßlicher Mann sei, was er bejahte, und nachdem man seine Aussagen zu Protokoll genommen, entlassen.

Spät in der Nacht fuhr er wieder heim, fest entschlossen, den Frauen nichts mitzutheilen, um ihnen die Aufregung zu ersparen, die ihn ganz erfüllte.

Sie ahnten auch nicht das Mindeste von seiner tiefen Unruhe.

Seit sie einen Theil des Geldes wieder hatten, zweifelten sie nicht, den Rest zu finden, und das gab der Stimmung zwischen ihnen eine so ganz andere Richtung, daß Frieda jetzt erst zu fühlen begann, auch die Pflegemutter habe ihr nicht ganz getraut.

Die junge Frau weinte bitterlich darüber; als ihr die Alte aber liebevoll zusprach, richtete sie sich wieder auf. Sie mußte eben auch dies schmerzliche Mißtrauen als Strafe ansehen.

Von der Frieda, welche einst — so gar lange war's noch nicht einmal! — kam, die dumme Gutmüthigkeit der Pflegeeltern auszubeuten, war nichts mehr übrig, als eine demüthige Tochter, der die Anlehnung an die alte Frau zur höchsten Wohlthat wurde.

— — — — — — — — — —

Inzwischen zog der Frühling leise in's Land, dem rauhen Winter folgte ein köstlicher Lenz.

Jetzt war das Waschen und Scheuern, das in der grausamen Kälte Frieda so hart fiel, beinahe schon eine Lust.

Mann und Frau verdienten auch jetzt mehr, besonders der Erstere konnte mit einer gewissen Ruhe seinen Weg gehen. Man ließ ihn fühlen, daß man seine Tüchtigkeit erkannte; mit eifriger Strebsamkeit vertiefte er sich in das Erlernen immer höherer Aufgaben.

So wurde es Mai.

Der Vater hatte zum ersten Male mit dem kleinen Diether auf der Bank vor der Thür gesessen. Das Kind trippelte um ihn herum, und er hatte seine Freude daran.

Offenbar erholte er sich in letzter Zeit körperlich wieder, und auch in seinen Gedanken gab sich mehr Klarheit kund.

Die Sonne schien hell und warm, dem Alten wurde es seit langer Zeit wieder einmal wohl um's Herz; er begann, das Kind an der Hand, auf dem Bürgersteig entlang zu gehen, sehr langsam, aber zur beiderseitigen großen Freude der ungleichen Wanderer.

Mutter nickte ihnen vergnügt zu, als sie in die Thür trat, nach ihnen auszuschauen, und kehrte dann beruhigt zu ihrer Hausarbeit zurück.

Als Dietrich bald darauf nach Hause kam und seine erste Frage, wie immer, dem Jungen galt, entdeckten sie zu ihrer Bestürzung, daß der Alte mit dem Kinde verschwunden war.

Ein Nachbar rief ihnen zu und zeigte die Richtung; es war des Alten einst so lieb gewohnter Weg nach seinem Garten.

Und richtig, da saß er im Schatten seiner lieben alten, kaum belaubten Bäume, selig lächelnd und dem Kinde vorplaudernd, wie seine Eltern diese Bäume schon gepflanzt hätten.

Das große Restaurant war nicht weiter gebaut worden, als bis an die ersten Fenster, die Kegelbahn noch gar nicht angelegt, das Unternehmen war im Entstehen verkracht.

Den alten Ellerdiek berührten alle diese wüsten Steinhaufen und die Zerstörung rings umher so wenig, als wären sie überhaupt nicht da.

Er hatte seinen gesunden Arm liebevoll um einen der alten Stämme geschlungen und rief Dietrich und seiner keuchend diesem nachfolgenden Frau fröhlich zu: „Ich habe ihn wieder, unseren Garten!"

Sie ließen ihn dabei und führten ihn freundlich nach Hause; unterwegs aber kam ihnen der Briefbote entgegen und händigte Dietrich ein amtliches Schreiben ein:

„Wir theilen Ihnen mit, daß die Spur, welche Sie uns gegeben, zur Verhaftung des p. p. Maurus geführt hat. Briefe, die wir bei der Frau Krauer vorfanden, bewiesen seinen Aufenthalt in Aegypten, wo er inzwischen verhaftet und das noch vorhandene Geld beschlagnahmt ist. Ein anderer Theil der unterschlagenen Summen fand sich in dem Gewahrsam der Frau Krauer; es ist wohl anzunehmen, daß Maurus nur das zu seinem Unterhalt Nöthige davon verausgabte und mit dem restlichen Kapital sich an einem ägyptischen Fabrikunternehmen zu betheiligen dachte.

Den auf die Verhaftung des Mannes gesetzten Preis erkennt die Behörde Ihnen zum größeren Theile zu. Betreffs des Ellerdiek'schen Kapitals haben Sie weitere Maßnahmen zu veranlassen." . . .

Vater Ellerdiek verstand nichts von dem Inhalt dieses Schreibens, selbst der Name Maurus berührte ihn nicht, so sehr war seine ganze Seele erfüllt von dem Glück, seinen Garten wieder zu haben.

Die alte Frau aber weinte heiße Thränen und wußte selbst kaum, war es der Schmerz oder die Freude, die sie ihr auspreßten.

Dietrich's erster Weg war zu Schöngast, dem er die wichtige Entdeckung verdankte, und der auch nicht zu stolz war, den Preis mit ihm zu theilen.

„Nun seh' ich erst, was für ein ehrlicher Kamerad Du bist," rühmte ihn Schöngast fröhlich, und derselben Meinung waren sämmtliche Mitarbeiter der Fabrik.

Die ganze Summe, um die Maurus den alten Ellerdiek betrogen, erhielten sie zwar nicht wieder, aber immerhin ein für ihre Verhältnisse nicht unbeträchtliches Kapital, dessen Zinsen den beiden bescheidenen Alten ein sorgenloses Leben bei ihren Kindern und in dem gewohnten Geleise möglich machte.

Frieda hat längst der Mutter jede Arbeit aus der Hand genommen. Sie geht nicht mehr zum Waschen aus, der Haushalt und ihre zwei Kinder geben ihr genug zu thun, denn der Alte ist arg hinfällig geworden, seine Frau wartet und pflegt ihn wie ein kleines Kind.

Frieda Seidel ist jetzt eine freundliche, stille Frau, die nicht viel hinaussieht über den Kreis

ihrer Familie und ihrer Tagespflichten; ihre junge Ehe hat ihr schwere Stürme gebracht, sie will nichts, als das Schifflein ihres Glückes fortan richtig steuern.

Ende.

General Porfirio Diaz, Präsident von Mexiko.

(Mit Porträt auf Seite 377.)

Am 16. September machte ein Strolch, Namens Jaquin Arroya, einen meuchlerischen Anfall auf den allbeliebten Präsidenten Porfirio Diaz von Mexiko, der glücklicherweise für den davon Betroffenen ohne Schaden verlief. Der Attentäter wurde gefangen genommen, aber alsbald von der empörten Volksmenge gelyncht. General Porfirio Diaz verdient in der That die Liebe und Verehrung der Einwohner Mexikos, denn unter seiner Präsidentschaft ist die Republik zu einer nie vorher gekannten Blüthe gelangt, Friede herrscht nach außen, Ruhe im Inneren, und das Land macht schnelle Fortschritte auf dem Wege der Civilisation. Porfirio Diaz, dessen Porträt wir auf S. 377 bringen, ist am 15. September 1830 zu Oaxaca geboren, nahm 1847 am Kriege gegen die Vereinigten Staaten Theil, kämpfte 1854 in dem Aufstande gegen den Präsidenten Santa Anna und mit großem Glück als Führer der Republikaner gegen die Truppen Kaiser Maximilian's. Auch an den späteren Parteikämpfen um die Präsidentschaft nahm er lebhaften Antheil, besiegte seine Nebenbuhler und gelangte 1877 an die Spitze des Staates. Er hat die errungene Macht stets zum Wohle Mexikos benutzt, wurde 1884 zum zweiten Male, nach Ablauf der vierjährigen Amtsperiode zum dritten Male und 1892 zum vierten Male Präsident. Diese eigentlich verfassungswidrige Stetigkeit in der obersten Staatsbehörde gereicht Mexiko zu großem Heile, was vom Volke allgemein anerkannt wird.



Der Luitpold-Brunnen auf dem Platze vor dem Residenzschloß in Würzburg.

Der Luitpold-Brunnen in Würzburg.

(Mit Abbildung.)

Zur Erinnerung an den 70. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern ist in seiner Geburtsstadt Würzburg als Huldigungsgeschenk des Kreises Unterfranken der obenstehend abgebildete Monumentalbrunnen errichtet worden. Inmitten der großen Schale von 10 Meter Durchmesser erhebt sich auf hohem Postamente das Standbild der Franconia. Sie hält in der erhobenen Linken das Banner Frankens, ihre gesenkte Rechte reicht den ihr zu Füßen sitzenden berühmten Söhnen des Landes den Lorbeer. Es sind: der Minnesänger Walter von der Vogelweide († 1230), der Maler Matthias Grünewald († 1529) und der Bildhauer Tylmann Riemenschneider († 1531). In dem Kranz von Verzierungen oben am Sockel ist das Rundbild des Prinzregenten nebst den Wappen Frankens und Würzburgs angebracht. Die Figuren und Verzierungen des 8 Meter hohen schönen Denkmals sind aus Bronzeguß.

Eine Gerichtssitzung in Westafrika.

(Mit Bild auf Seite 381.)

Die westafrikanischen Neger haben ihre feststehenden Rechtsbräuche und Gesetze, wenn dieselben auch nicht niedergeschrieben sind. Das Gerichtsverfahren ist kurz und bündig, die Gerichtssitzung unter Leitung des Häuptlings öffentlich. Eine solche stellt unser Bild auf S. 381 dar, bei welcher der deutsche Afrikareisende Dr. E. Henrici anwesend war. Der westafrikanische Häuptling Badohu hatte zwei Straßenräuber eingefangen. Sie hockten im Hofe des aus sieben Hütten bestehenden Gehöftes des Häuptlings. Dem einen waren die Hände an einen schweren Holzblock geschmiedet, dem anderen mit einer Fußangel die Füße gefesselt, denn Gefängnisse gibt es bei den Eingeborenen Westafrikas nicht. Ein junger Bursche von des Häuptlings Leuten stand mit einer langen Flinte bei ihnen Wache. Die Verhandlung entwickelte sich dann in ganz ähnlichen Formen, wie bei uns. Zeugen wurden vernommen, den leugnenden Ver-



Eine Gerichtssitzung in Westafrika. (S. 380)

brechern gegenübergestellt und diese endlich zum Geständniß gezwungen, worauf das Urtheil erfolgte. Es ist eine Thatsache, daß die Neger gegen Verletzungen ihres Rechtsgefühls — das natürlich in vielen Dingen gänzlich von dem der Europäer verschieden ist — äußerst empfindlich sind, eine verdiente Strafe aber mit großer Geduld erleiden, ohne Rachegefühle gegen den Richter oder ausführenden Beamten zu hegen.

Frau Inspektor.

Humoreske von **Paul Funk.**

(Nachdruck verboten.)

In das sonst so friedliche und gemüthliche Heim des Berliner Gymnasialoberlehrers Professors Sebaldus schien sich seit einiger Zeit ein böser Dämon eingeschlichen zu haben. Der alte Herr sowohl wie seine bejahrte Ehehälfte Corinna litten unter einem gewissen Drucke, der ihnen Unbehagen verursachte und die Harmonie ihres häuslichen Friedens, die stille Behaglichkeit ihres Daseins empfindlich störte.

Die Ursache davon konnte nicht lange verborgen bleiben: es war Ulrike, das „Mädchen für Alles", welche nun schon seit fünfundzwanzig Jahren im Hause waltete, ohne jemals Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Alle Welt pries die Frau Professor glücklich wegen ihres Juwels von Mädchen — und nun war plötzlich in dieses ein Geist der Unbotmäßigkeit gefahren, der ihrer Herrschaft schwere Sorgen machte. Entgegen ihrer Gewohnheit zeigte sie ein mürrisches und zerstreutes Wesen, als sei sie selbst ein alter Professor. Mehrmals hatte sie die Suppe versalzen, die Milch anbrennen lassen und ihrem Herrn zwei linke Stiefel in das Schlafzimmer gestellt, so daß dieser, der die Verwechslung nicht gleich beim Anziehen gemerkt hatte, in sehr „gedrückter" Stimmung nach Hause gekommen war. Auch machte man die Bemerkung, daß Ulrike, wenn sie Abends fortgeschickt wurde, um noch einige wirthschaftliche Besorgungen zu machen, über Gebühr lange ausblieb — kurz, das Mädchen benahm sich so sonderbar, daß der Professor und seine Gattin von Tag zu Tag unruhiger wurden und mit Bangen der Zukunft entgegensahen.

Schneller als sie vermutheten, wurde die schwüle Temperatur durch ein Gewitter geklärt. Es war am Vierzehnten des Monats, gleich nach dem Mittagessen, als Ulrike mit ernster Miene in das Wohnzimmer ihrer Herrschaft trat. Wie bei einer Gerichtssitzung entstand eine feierliche Stille, welche Ulrike so befangen machte, daß sie die Blicke zu Boden schlug und den Zipfel ihrer weißen Schürze in die Hände nahm, um ihn zu allerlei merkwürdigen Figuren zu kneten. Sie erhielt erst ihre Fassung wieder, als der Professor, aus seiner Zeitung aufblickend, fragte: „Nun, Ulrike, was willst Du?"

„Ach, Herr Professor und Frau Professor, nehmen Sie's nicht übel, aber ich wollte zum Ersten kündigen."

„Was? Kündigen willst Du, Ulrike?" fuhr die Frau Professor auf. „Gefällt es Dir denn nicht mehr bei uns? Hast Du über irgend etwas zu klagen?"

„Ach nein, Frau Professor."

„Gefällt Dir das Essen nicht oder hast Du zu viel zu thun?"

„Ach nein, Frau Professor, das ist es Alles nicht! Ich will . . . ich will . . ."

„Nun, was denn?"

„Nehmen Sie's nicht übel, aber ich will mich verheirathen."

„Verheirathen?" rief das professorliche Ehepaar wie aus einem Munde.

„Jawohl, es ist schon Alles so weit fertig."

„Aber, Ulrike," nahm jetzt der Professor das Wort, „in Deinen Jahren willst Du noch einen solchen Schritt wagen?"

„Erlauben Sie, Herr Professor, was die Jahre anbetrifft, so sagt mein Heinrich, daß das gar kein Hinderniß wäre, um glücklich zu werden."

„Ulrike, Ulrike," fuhr der Professor fort, „Du solltest Dir's doch überlegen! Weißt Du nicht, daß der Apostel Paulus sagt: ‚Wer heirathet, thut wohl, wer ledig bleibt, thut besser.' Hast Du niemals Menander's Ausspruch gelesen: ‚Heirathe nicht, willst leben Du beschwerdelos' und sollte Dir auch das weise Wort fremd sein: ‚Heirathe oder heirathe nicht, Du wirst es immer bereuen'?"

„Ja, Herr Professor, das ist Alles ganz schön, aber, nehmen Sie's nicht übel, Sie haben doch auch geheirathet."

Professor Sebaldus war hierauf nicht vorbereitet, aber schnell kam ihm seine Gattin zu Hilfe.

„Ich sehe schon, Ulrike, daß Du Dir nicht rathen lässest, so wollen wir Deinen Wünschen auch nicht hinderlich sein. Wir hatten zwar gehofft, Du würdest immer bei uns bleiben, aber heutzutage ist ja auf Niemand mehr Verlaß."

Ulrike gingen diese Worte mehr zu Herzen, als des Professors Weisheitssprüche. Sie konnte ihre Rührung nicht verbergen und bereute fast ihren Schritt, als eine Aeußerung des Gelehrten ihren Sinn wieder änderte.

„Sieh' Dich nur vor, daß Du keinem Schwindler in die Hände fällst. Ich habe eben etwas darüber in der Zeitung gelesen. — Wer ist denn Dein Bräutigam eigentlich?"

„O, das ist ein hübscher Mann. Er ist Inspektor in einer Brauerei und sehr gebildet. Er hat ein großes Gehalt, ja, und gern hat er mich auch."

„Na, Du kannst also den Dienst zum Ersten verlassen. Wir wünschen Dir viel Glück!"

Niemand war froher als Ulrike. Als sie wieder ihr Küchenreich betrat, fielen ihr die Bemerkungen ihres Herrn über ihr Alter ein. Sie trat vor den kleinen Spiegel, der neben dem Küchenspinde hing, und betrachtete wohlgefällig ihr Bild, das gar nicht dem einer Vierzigjährigen glich; im Gegentheil, sie sah recht stattlich aus, und ihr volles Gesicht, wie ihre dralle Gestalt strotzten von Gesundheit und Frische.

In gehobener Stimmung setzte sie sich gleich hin und schrieb ihrem Bräutigam, daß sie soeben gekündigt habe und ihrer Vereinigung nichts mehr im Wege stehe. Wie ihr Heinrich wünsche, würde sie ihre Spareinlage von achthundert Mark von der Kasse holen und dann gemeinschaftlich mit ihm Möbel dafür kaufen u. s. w.

Während das Mädchen in wonnigen Zukunftsträumen schwelgte, war die Stimmung der Herrschaft recht trübselig.

„Wenn man sich so an einen Menschen gewöhnt hat und soll ihn dann plötzlich verlieren — das ist doch bitter," sagte der Professor.

„Ach, Sebaldus, Du wirst es nicht so gewahr werden, wie ich, da ich erst ein neues Mädchen anlernen muß."

„Ja, leider. Und wenn man dann die Früchte seiner guten Erziehung ernten will, dann geht so ein Mädchen wieder fort. Indessen, wir müssen Ulriken eine Nachfolgerin geben; ich werde sofort eine Anzeige in die Zeitung rücken lassen."

* * *

Vierzehn Tage waren schnell vergangen, Ulrike gab das Küchenscepter an ihre Thronerbin ab, nahm gerührt Abschied von der Herrschaft und fuhr dann in einer Droschke, auf deren Bock ihr umfangreicher Koffer thronte, wohlgemuth davon. So frei und leicht hatte sie sich noch nie im Leben gefühlt, wie augenblicklich, wo sie im Begriff stand, die Rolle der Dienerin mit der der Herrin zu vertauschen. — „Frau Inspektor" — wie schön das klang, genau so wie Frau Professor, und wie hübsch das sein müsse, selbst ein Mädchen zu halten. O, es war doch eine Lust zu leben!

Bei Professor Sebaldus und seiner Gattin dagegen herrschte noch immer eine gedrückte und unbehagliche Stimmung, denn die alten Leutchen konnten sich gar nicht an ihr neues Mädchen gewöhnen. Obgleich Anna ganz tüchtig war, machte sie ihrer Herrschaft doch nichts recht, da sie deren Gewohnheiten nicht kannte, und so gab es täglich mehr oder weniger heftige Aergernisse in dem früher so ruhigen, traulichen Hause.

Wenn der Kaffee des Morgens nicht pünktlich um halb acht auf dem Tische stand, oder der Professor nicht gleich seinen Regenschirm finden konnte, so war das Ehepaar sehr ungehalten und tadelte das Mädchen mit derben Worten. „So etwas kam bei unserer Ulrike nie vor," sagte dann Frau Sebaldus, und seufzend stimmte ihr der Gatte bei.

Am häufigsten gab Anna in der Küche zur Unzufriedenheit Anlaß. Sie putzte den Theekessel nicht blank genug, ließ die Milch überkochen und zeigte bisweilen eine bedauerliche Langsamkeit beim Feueranmachen. Einmal überraschte sie die Frau Professor in dem Augenblick, als Anna, um das Feuer im Herde anzufachen, Petroleum in die Höhlung goß.

Das gab ein furchtbares Ungewitter, und diesmal mit Recht.

„Du willst uns wohl bei lebendigem Leibe verbrennen?" rief Frau Sebaldus schreckensbleich und eilte dann spornstreichs zu ihrem Gatten. Dieser hielt Anna eine sehr ernste Strafpredigt, setzte sich dann hin und verfaßte ein großes Plakat, welches die Aufschrift trug: „Das Anfachen des Feuers mit Petroleum ist bei Strafe sofortiger Entlassung streng verboten." Dieses Plakat befestigte er eigenhändig und mit großer Umständlichkeit über dem Küchenherde und eilte dann in seine Schule, wo er — das erste Mal in seinem Leben — mit fünf Minuten Verspätung eintraf. Der Professor war sehr böse, und als er am Mittag nach Hause kam, da erhielt Anna, die einzig und allein Schuld daran war, sofort ihre Entlassung.

Die trüben Tage wollten kein Ende nehmen, denn das neu gemiethete Mädchen, Minna mit Namen, zeigte ähnliche Schwächen, wie ihre Vorgängerin. Das Ehepaar war eben nicht mit der Zeit fortgeschritten; es lebte noch in dem Wahne, daß die Magd sich an die Herrschaft gewöhnen müsse, während doch heutzutage das Umgekehrte verlangt wird.

So waren vier Wochen in's Land gegangen. Oft hatte man an die alte, brave Ulrike gedacht und sie mit Sehnsucht herbeigewünscht, aber Ulrike ließ nichts von sich hören.

Da, eines Nachmittags, als man gerade Kaffee trinken wollte, meldete Minna einen Besuch an, und herein trat, schüchtern und verschämt, die schmerzlich Vermißte.

„Sei gegrüßt!" rief der Professor erfreut, und auch Frau Sebaldus begrüßte sie freundlich, nöthigte sie an den Tisch und setzte ihr eine Tasse Kaffee vor: „Bitte, Frau Inspektor, langen Sie zu!"

Bei diesen Worten entstürzte ein Thränenstrom Ulrikens Augen; sie machte eine abwehrende Handbewegung und sagte schluchzend: „Ach, Frau Professor, damit ist es nun vorbei!"

„Was? Sie — Du —"

„Sagen Sie nur Du, Frau Professor, wie Sie früher gesagt haben, als ich noch bei Ihnen war. Es war doch 'ne schöne Zeit!" seufzte Ulrike.

„Na und nun? Und Dein Heinrich?"

„Ist 'n schlechter Mensch, der mich in's Unglück gebracht hat."

„Nun, nun," meinte Frau Sebaldus, die da dachte, daß es sich um einen ehelichen Zwist handle, „es wird schon Alles wieder gut werden. Man muß Geduld lernen, wenn man verheirathet ist."

„Ach, Frau Professor, das ist es ja eben ... ich bin ja noch gar nicht verheirathet gewesen."

Ein neuer Thränenstrom folgte. Als Frau Sebaldus unwillkürlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, fuhr Ulrike schluchzend fort: „Ich hab' ja nicht gewußt, daß er schon ein doppelter Familienvater ist."

„Was sagst Du?"

„Ja, und Inspektor ist er auch nicht, sondern blos Gehilfe bei dem Bierfahrer, wo er die Achtel in die Budikerkeller tragen muß."

„Nicht möglich!" rief Sebaldus.

„Ja, Sie hatten ganz recht mit Ihrer Warnung, Herr Professor. Nun sitz' ich da, und die achthundert Mark sind auch fort, aber nicht für Möbel. Er sagte, er käme nach Magdeburg, und wir könnten so lange möblirt wohnen. Und dann, eines Tages, ist seine Frau aus Stettin gekommen mit zwei Würmerchens — ein Junge und ein Mädchen — und hat mich so 'runter gemacht und mir Worte gesagt, wie noch kein Mensch. Dann aber habe ich ihr Alles erzählt, und sie hat mit mir zusammen geweint über den schlechten Menschen, und ich bin zur Polizei gegangen, damit er bestraft wird für seine Niedrigkeit."

„Das ist ja sehr traurig, liebe Ulrike," sagte Frau Sebaldus theilnahmsvoll.

„Ja, Frau Professor, es geschieht mir ganz recht. Was muß ich alte Person noch auf Heirathsgedanken kommen? Ich hatte es doch hier so gut, und Sie haben mich so verwöhnt, und —"

„Was denkst Du nun zu thun, Ulrike?" fragte Frau Sebaldus gespannt.

„Liebe Frau Professor — ach, ich trau' mich nicht, es zu sagen — wenn Sie mir verzeihen können und den Bierfahrer vergessen und mich wieder annehmen wollten — ich will's ja nie wieder thun!" Schluchzend ergriff sie die Hand der ehrwürdigen Frau Sebaldus, welche, gleichfalls mit Thränen in den Augen, sagte:

„Wenn mein Mann nichts dagegen hat, dann recht gern, liebe Ulrike!"

„Amen," antwortete der Professor, „meinetwegen, liebe Corinna!"

Ulrike war überglücklich, küßte thränenden Auges Beiden die Hand und bat nur darum, gleich hier bleiben zu dürfen. Auch diese Bitte wurde gewährt, Ulrike wieder in ihr Reich eingesetzt, und Minna entlassen, nachdem sie reiche Entschädigung erhalten hatte.

Alle Theile waren zufrieden, Ruhe und Behaglichkeit in's Haus zurückgekehrt, und nur einmal noch entstand eine gelinde Aufregung, als Ulrike eine Vorladung vor Gericht erhielt, um in der Strafsache gegen ihren Heinrich Zeugniß abzulegen. Der Bierfahrer hatte sich als ein mehrfach bestrafter Schwindler entpuppt, der schon verschiedentlich Mädchen unter dem Versprechen, sie zu heirathen, um ihre Ersparnisse betrogen hatte. Er wurde dafür nach Gebühr bestraft.

Das war die letzte schmerzliche Erinnerung Ulrikens an die kurze Episode ihres Daseins als „Frau Inspektor".

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie Napoleon nach Elba kam. — Als der bekannte Diplomat Pozzo di Borgo im Jahre 1813 aus Frankfurt, dem Hauptquartier der Alliirten, nach England gesandt wurde, um den Prinzregenten einzuladen, einen seiner Minister auf den Kontinent zu senden, damit er an den Berathungen theilnehme, welche infolge des siegreichen Vordringens und des beschlossenen Einmarsches in Frankreich gepflogen werden sollten, machte er die Ueberfahrt auf der Fregatte „Minerva". Dieses Schiff war dem geistreichen und thätigen Staatsmann sehr wohl bekannt, denn es gehörte sechzehn Jahre früher zu dem Geschwader, mit welchem der berühmte Admiral Horace Nelson, ehe er die französische Flotte bei Abukir total schlug, an den Küsten von Korsika kreuzte und die Mitglieder der Regierung aufnahm, welche die Insel verlassen mußten, als die Truppen der französischen Republik siegreich ihre Fahnen dort aufgepflanzt hatten. Der damals noch junge Pozzo befand sich unter den flüchtenden Räthen und machte bald Bekanntschaft mit den höheren Offizieren der Flotte, auch an Bord der „Minerva". Als er nun nach Jahren wieder auf dieses Schiff kam, fand er noch einen Commodore, den er damals auf der Insel Elba kennen gelernt hatte. Bei der Tafel in der Kajüte des Commodore fragte einer der anwesenden Offiziere den Grafen Pozzo: „Aber was werden denn die verbündeten Monarchen mit Napoleon anfangen, wenn er gänzlich besiegt in ihre Hände fallen sollte?"

„Darüber," antwortete der General, „ist bis jetzt noch nichts Näheres bestimmt. Ich glaube aber, man wird als Bürgschaft für die Ruhe Europas von ihm verlangen, daß er abdankt; dann wird man ihm wahrscheinlich irgend einen sicheren und anständigen Ort zum Aufenthalt anweisen und ihn streng überwachen, damit er nicht etwa den Boden Frankreichs wieder betritt, um das Land, ja vielleicht ganz Europa, in Feuer und Flammen zu setzen."

„Dann," sagte der Commodore, „würde man ihm keinen schicklicheren Ort als die Insel Elba anweisen können. Sie bietet durch ihr angenehmes Klima ein ebenso freundliches, als durch ihre geographische Lage leicht zu überwachendes Exil dar."

„Goddam," rief ein dicker mit Appetit speisender Marinekommissar aus, indem er auf einige Augenblicke Messer und Gabel ruhen ließ, „ich möchte wohl ein auf diese Weise pensionirter Kaiser und lieber im Ruhestande König auf der Insel Elba als Regent eines noch so großen Reiches sein. Dieses kleine Land bietet Alles dar, was der Mensch nur verlangen kann, und auf dem ganzen Wege nach der Levante speist man nirgends so vortrefflich, als an der Wirthstafel des Gasthofes ‚Croce d'Oro' in Porto Ferrajo."

Dieser Erklärung folgte ein schallendes Gelächter der Tischgesellschaft. Graf Pozzo aber zeichnete einige Worte in seine Schreibtafel ein.

Vier Wochen später erzählte er an der Tafel des Kaisers Alexander von dem Tischgespräch auf der „Minerva".

„Der Gedanke ist gut," meinte der Kaiser, „aber noch sind wir nicht so weit."

Darauf erwiederte Pozzo di Borgo: „Sire, ich für mein Theil würde, wenn ich gefragt werden sollte, keineswegs für Elba stimmen."

„Und warum nicht?" fragte verwundert der Kaiser.

„Weil mir der Charakter Napoleon's nur zu gut bekannt ist. Er würde schon nach einigen Wochen von Elba aus mit seinen Anhängern in Frankreich wieder in naher Verbindung stehen, und ehe noch ein Jahr vergangen sein würde, ginge er wieder im Sturmschritt auf Paris los."

„Niemand sieht die Zukunft immer so schwarz, als Pozzo," sagte Alexander. —

Drei Monate später, als man nach der Einnahme von Paris mit dem in Fontainebleau verweilenden Kaiser unterhandelte, sagte der Fürst Metternich: „Gut, Napoleon soll abdanken, aber wohin mit ihm? Noch ist er der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich, er muß die Existenz eines regierenden Fürsten haben."

„Dafür ist gesorgt," antwortete der Kaiser von Rußland, „ich schlage vor, daß wir ihn zum souveränen Herrn der Insel Elba machen. Sie ist bereits zu diesem Zweck an anderer Stelle in Erwähnung gebracht. Wir haben übrigens hier einen Mann," fuhr er, seine Blicke auf den Grafen Pozzo werfend, fort, „der im Kanale von Piombino so genau Bescheid weiß, wie in der Meerenge von Bonifacio."

Der Graf aber schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Ich muß fest bei der Ansicht bleiben, die ich, diesen Gegenstand betreffend, Eurer Majestät bereits auseinander gesetzt habe. Elba ist ein herrliches Besitzthum. Für jeden anderen besiegten und entwaffneten Feind wäre es ein vortreffliches Exil und Asyl, nur nicht für Napoleon. Der darf Frankreich nicht so nahe bleiben, sonst geht der ganze Tanz im nächsten Jahre von Neuem los. Sire, ich beschwöre Sie noch einmal, geben Sie diese Idee auf, die ich durch eine Erzählung in Ihrer von Großmuth erfüllten Seele geweckt habe. Bedenken Sie, mit welchem unruhigen, unternehmenden und verwegenen Gegner Sie es zu thun haben. Setzen Sie die Ruhe Europas durch eine solche Bestimmung nicht von Neuem auf's Spiel, sie könnte viel Blut und Frankreich selbst weitere Opfer kosten."

„Noch einmal muß ich Ihnen darauf erwiedern," sagte der Kaiser Alexander lebhaft, „Sie malen die Zukunft mit zu dunklen Farben. Ihr persönlicher Haß verleitet Sie zu einer Ungerechtigkeit. Man muß auch die gefallene Größe noch ehren."

„Wohlan," rief der Diplomat aus, „es bleibt mir ja nichts Anderes übrig, ich beuge mich vor dem Befehl Eurer Majestät. Aber denken Sie an mich: binnen Jahresfrist weht die Trikolore von Neuem auf den Tuilerien." —

Als am 1. März 1814 der vom Lord Bourghers, damals Gesandter in Florenz, abgeschickte Kurier in Wien mit der Nachricht ankam, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe und wahrscheinlich in Frankreich an's Land steigen würde, sagte der Kaiser Alexander zum Kaiser von Oesterreich und zum König von Preußen: „Pozzo di Borgo hatte also doch Recht. Wir hätten der Predigt, die er mir hielt, folgen sollen." —

Nach den „hundert Tagen" mußte Napoleon bekanntlich die Insel St. Helena, im fernsten Weltmeer gelegen, als Aufenthaltsort beziehen, wo er auch starb. [v. M.]

Zeigt der Mond noch Leben? — Diese Frage beschäftigt neuerdings die Astronomen wieder lebhafter, und auch dem Laien wird ihre Beantwortung nicht ohne Interesse sein. Es ist eine alte und oft wiederholte Behauptung, daß die Oberfläche unseres Trabanten, welche sich im Fernrohr in eine fast unzählbare Menge von hellen und dunklen Flecken, bergartigen Erhöhungen und kraterähnlichen Vertiefungen auflöst, seit Langem in unveränderlicher, starrer Ruhe beharrt, und der Mond, nachdem er sogar seine Rotation eingestellt hat, nur noch als todter Zeuge einer einstigen lebendigen Vergangenheit seine Kreise um die Erde zieht. In Wirklichkeit scheint dem aber doch nicht so zu sein. Freilich fehlt es nicht an Astronomen, welche auch jetzt noch erhebliche Veränderungen in der Oberflächengestalt des Mondes für unmöglich halten und die beobachteten Neubildungen von Kratern u. s. w. einfach der größeren Schärfe unserer Instrumente und der Mangelhaftigkeit früherer Karten zuschreiben wollen. Aber in manchen Fällen ist doch die beobachtete Veränderung unleugbar. Da man Gegenstände von einigen Kilometern Ausdehnung auf dem Monde bereits ziemlich deutlich wahrnimmt, so können an Objekten, welche, wie viele der großen Krater, mehr als fünfzig Kilometer in Länge und Breite messen, auch ziemlich geringfügige Aenderungen mit Sicherheit festgestellt werden.

Als älteste Beobachtung solcher Beispiele gilt diejenige eines großen Kraters in der Mondlandschaft Posidonius, an dessen Becken zeitweise von mehreren Astronomen eine auffällige Veränderung der Tiefe wahrgenommen wurde. Mädler selbst, der große Mondforscher, der im Allgemeinen jede Spur von Leben in jenen Regionen leugnete, soll zugestanden haben, daß hier etwas Derartiges nicht wohl abzustreiten sei. Ein anderer Krater, Linné genannt, ist von Mädler und Anderen bis zum Jahre 1866 oft gesehen und als tiefe Höhlung von etwas sechs Meilen Durchmesser beschrieben worden. In dem erwähnten Jahre aber vermißte man ihn; trotz des Suchens vieler Forscher blieb er verschwunden, nur eine geringfügige Bodensenkung bezeichnete den Platz, wo er einst gestanden hatte. In neuerer Zeit ist dann ebendort wiederum eine Krateröffnung gefunden worden, aber nur eine solche von etwa einem Kilometer Durchmesser, während der gewaltige Krater Linné, die größten vulkanischen Gebilde der Erde übertreffend, mehr als vierzigmal umfangreicher gewesen war. Fast noch auffallender ist eine ebenfalls unbestreitbare gewaltige Veränderung in der als Mare Foecunditatis bezeichneten Mondlandschaft. Hier lagen nebeneinander, ganz isolirt von anderen Gebilden, zwei gewaltige Ringgebirge, welche an Größe, Form, Farbe, Höhe und in den Einzelheiten ihrer Wälle von einer vollständigen Uebereinstimmung waren. Ein Irrthum ist ausgeschlossen, da beide Gebilde in den dreißiger Jahren Hunderte von Malen

beobachtet und gezeichnet wurden, von Mädler selbst acht Jahre lang. Heute ist nun diese Gleichheit zerstört; das eine Ringgebirge ist nicht nur größer, als das zweite, es liegt auch anders und zeigt sehr veränderte Formen.

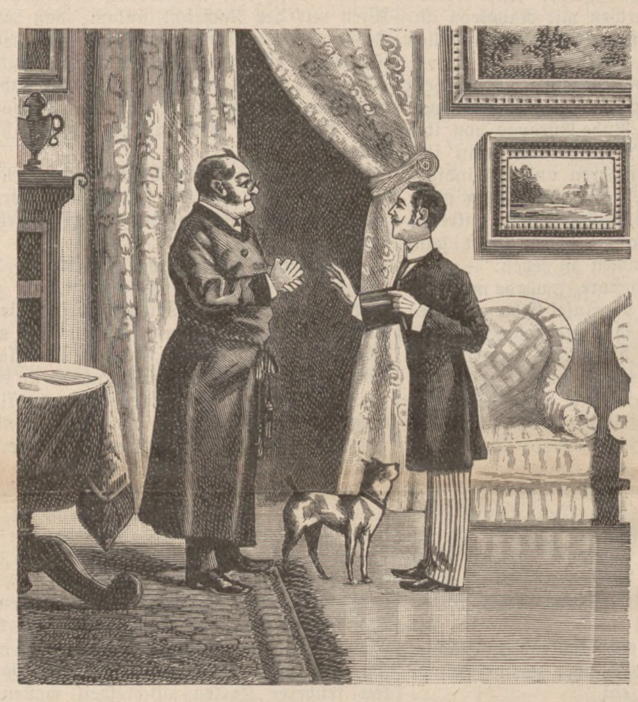
Auch nach dieser Zeit hat es an Neu- und Umbildungen nicht ganz gefehlt. Im Jahre 1877 entdeckte Klein einen großen kraterartigen Schlund, in dem an einem Ende noch ein zweiter, ganz kleiner Krater liegt. Niemand hat diese Bildung früher beobachtet, und doch ist sie so deutlich, daß jetzt ganz kleine Fernrohre sie zeigen. Ebenfalls von Klein rührt die Auffindung mehrerer Komplexe von Kratern und Rillen her, welche früher, da sie Niemand gesehen hat, auch wahrscheinlich nicht vorhanden gewesen sind.

Nach alledem läßt sich die Frage, ob auf dem Monde noch lebendige, die Oberfläche umgestaltende Kräfte thätig sind, nicht länger verneinen. Unser Trabant, dem so lange die hergebrachte Meinung ein starres, regloses Antlitz andichtete, lebt noch jetzt und gibt unseren Astronomen damit neuen Stoff zum Nachdenken, denn natürlich erhebt sich gleichzeitig mit der Gewißheit der angeführten Veränderungen auch die Frage, welches denn die Ursachen dieser Umbildungen sind. Die Annahme, daß ehemals das feuerflüssige Innere des Mondes in ähnlicher Weise die Oberfläche in Krateröffnungen durchbrochen habe, wie wir es noch jetzt auf der Erde sehen, findet bei ihrer näheren Prüfung große Schwierigkeiten darin, daß der Mond selbst ein ungleich kleinerer Körper, seine Berge und sogenannten Krater dagegen von einer so ungeheuren Größe sind, daß die größten Krater der Erde dagegen verschwinden. Die gewaltigsten Krater der Erde haben kaum fünf Kilometer im Durchmesser, die des Mondes zum Theil das Zwanzigfache. Sollte ein so kleiner Weltkörper innere Kräfte besitzen, die zu so ungeheuren Bildungen ausreichen? Man hat freilich auch andere Ursachen für ihre Entstehung ausfindig zu machen gesucht; die Krater sollten geplatzten Blasen auf der ehemals gährenden Oberfläche des Mondes ihre Entstehung verdanken; aus dem Weltraum niedergefallene und in die noch weiche Rinde sich einbohrende Meteormassen von kolossalen Dimensionen sollten das Antlitz des Mondes so seltsam zugerichtet haben, und viele Astronomen schreiben endlich die zerrissene Gestalt der Rinde einfach der Abkühlung des Mondes zu, während welcher derselbe sich nach physikalischen Gesetzen mit gewaltiger Kraft zusammengezogen und so allerdings, wie es auch von der Erde feststeht, verschiedenartige Runzelungen und Auftreibungen seiner Oberfläche erlitten haben muß.

Ueber diese Fragen gehen die Meinungen noch vielfach hin und her; welche von den angeführten Kräften es aber auch sein mögen, denen unser Mond die Entstehung seiner Krater, Risse und Gebirge verdankt hat, so viel scheint jedenfalls festzustehen, daß dieselben Kräfte, welche in seiner Sturm- und Drangperiode auf ihn einwirkten, auch jetzt noch nicht gänzlich zur Ruhe gekommen sind. Den abendlichen Spaziergänger aber, der zum Mond als einem alten Bekannten hinaufsieht, wird die silberglänzende Sichel vielleicht noch mehr interessiren, wenn er sie sich von den gleichen unwiderstehlichen Mächten noch heute erschüttert denkt, die auf der Erde in Erdbeben, Gebirgserhebungen oder Höhlenbildungen ihre Wirksamkeit entfalten. [W. Berdrow]

Sonderbare Idee. — Als am 30. September 1813 der russische General Tschernytschew den Westfalenkönig Jerome Bonaparte aus Kassel jagte und damit dem kurzen Herrscherthum dieses Emporkömmlings ein jähes Ende machte, fanden die Russen unter den hinterlassenen Staatseffekten auch unter Anderem drei Kisten, worin 6000 Stück welsche Nüsse lagen. Diese Nüsse ließ, wie ein Journal damaliger Zeit versichert, der westfälische General Allix in der Absicht aus Bamberg kommen, sie zu pflanzen und daraus Nußbäume zu ziehen, um aus dem Holz derselben die für den Staat benöthigten Flintenschäfte zu gewinnen, damit künftig das Geld für dieselben im Lande bleibe. Gewiß hatte man sich das schnelle Ende des neuen Königreichs nicht träumen lassen, denn ein Nußbaum muß wenigstens 50 Jahre alt sein, um ihn zu Schaftholz benutzen zu können. [H. Th.]

Humoristisches.



Schnell entschlossen.

Vater der Braut (verächtlich): Kommis in einem kaufmännischen Geschäfte sind Sie? . . . und da begehren Sie die Hand meiner Tochter!

Bewerber (eilig): Die Stelle würde ich selbstverständlich sofort aufgeben, Herr Kommerzienrath!



Ein kalter Strahl.

Junger Schauspieler (nachdem er dem Theaterdirektor eine Probe seines Talentes gegeben hat): Nun, glauben Sie jetzt noch immer, daß ich meinen Beruf verfehlt habe?

— Ganz entschieden; mit diesem Organ wären Sie ein großartiger . . . Auktionator geworden!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 47:
Knechtschaft ist oft unter glänzenden Kleidern verborgen.

Zahlen-Räthsel.

2 2 mit 3 benennt ein Thier, 4 5 3 2 'ne Frau;
1 2 4 6 mit 5 und 4 bezeichnet einen Gau.
2 4 6 5 mit 4 im Bund ist uns als Mann bekannt.
1 2 3 5 wird mancher Hund von seinem Herrn genannt.
Wenn mit 6 5 sich 4 verband, so nennt's ein Ding, das klingt.
2 3 4 5 durchfließt ein Land, das man mit Recht besingt.
Und wird sodann an dieses Wort noch 1 und 6 gereiht,
So wird daraus — er starb durch Mord —
Ein Staatsmann unsrer Zeit.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Charade. (Dreisilbig.)

Das Erste schmückt zur Frühlingszeit
Ein Blumenflor voll Lieblichkeit.

Auch in der kalten Winternacht
Zeigt uns das Zweite seine Pracht.

Was man erübrigt und erspart,
Wird oft im Dritten aufbewahrt.

Das Ganze birgt des Meeres Fluth;
Was ihm entstammt, schmeckt Jedem gut.

Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 47:
Tauber, Taube, Taub, Tau, Au.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.